

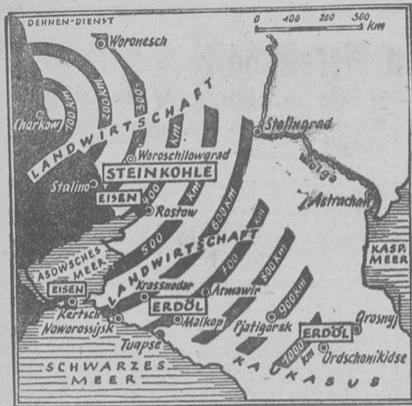
Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Ostfriesische Tageszeitung. 1942-1943 1942

305 (30.12.1942)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-90009](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-90009)



Den Gegner in Angriff und Abwehr schwer geschlagen

Riesige Entfernungen sind in wenigen Monaten des Jahres 1942 kämpfend durchzogen worden

Als die deutsche Wehrmacht am 1. Juli 1942 im südlichen und mittleren Teil der Ostfront zusammen mit den verbündeten Truppen zum Angriff antrat, waren bereits im Bereich der Vorposten die Schlacht auf der Salza mit Kertsch und die große Frühjahrsschlacht bei Charkow gewonnen. Die Angriffskämpfe um die Kesseln Semakopol führten zu Beginn des Monats Juli nach 25-tägigen erbitterten Kämpfen zur Eroberung der bisher stärksten Land- und Seebefestigung der Welt. Im Nordabschnitt der Ostfront war in den Kämpfen zwischen Jinnow und Laboga die Vernichtung des Feindes im Wolchow-Kessel erfolgt.

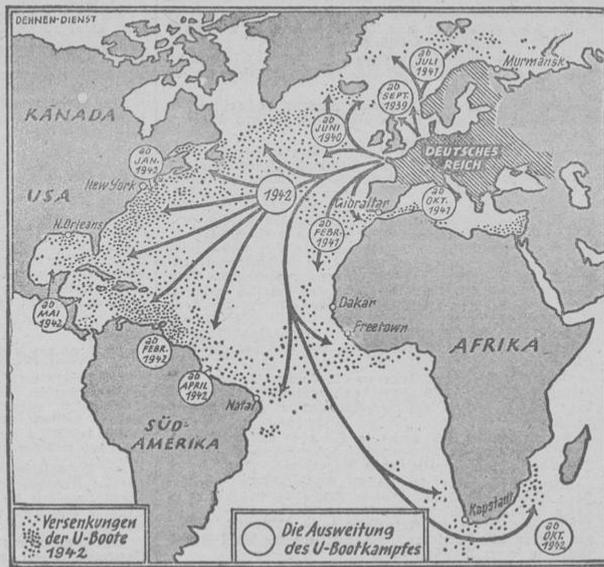
In dem nun einziehenden Anzweiflungssturm im Südabschnitt der gewaltigen Front erzwangen unsere Truppen in breiten Zonen des Don und Donetsch und in großen Ebenen. Sie eroberten in hartem, häufigem Kampf wichtige Industrie- und Getreidebänder des Feindes. Während ihre Stoßkraft nach der Eroberung von Rostow südlich des Don das Vorland des Kaukasus erreichte, entwarf sie sich der Angriff in Südrichtung in großen Banden in Richtung auf Stalingrad. Am 9. August sind die nördlichen Ausläufer des Kaukasus in Breite von über vierhundert Kilometer erreicht. Kasanador und Maikop im Erdölgebiet des Schwarzmeeres sind nun gewonnen. Am 21. August wucht die Reichsarmee auf dem Eilbus, dem höchsten Berg des Kaukasus. Am 2. September sind deutsche Truppen nördlich der Stadt Stalingrad bis zur Wolga vorgedrungen, und am 13. September meldet das Oberkommando der Wehrmacht das Eindringen deutscher Angriffstruppen in den Südbereich der Wolgaebene. Die Kämpfe im Kaukasus haben sich inzwischen in das Gebiet des Terek und in den Abschnitt Noworossisk verlagert, wo am 7. September diese Front und Seeoffensive an der Schwarzmeeresküste des Kaukasus fällt.

Nach dem Geheiß des deutschen Anzweiflers schaltete sich im weiteren Verlauf des Herbstes ein Kampf im breiten Eilbus der Ostfront, dessen Mitte in Stalingrad in der Schlussschlacht der beiden Weltkriege die Kämpfe im Kaukasus haben sich inzwischen in das Gebiet des Terek und in den Abschnitt Noworossisk verlagert, wo am 7. September diese Front und Seeoffensive an der Schwarzmeeresküste des Kaukasus fällt.

stoff- und Ernährungszonen des Feindes in den deutschen Militärraum einbezogen hat. Riesige Entfernungen sind in wenigen Monaten kämpfend durchzogen worden. Sie werden im Bild unserer Karte eindringlich sichtbar.

Gegen Ende des Jahres reamt der Feind im Masseneinsatz seiner Menschen- und Materialkräfte sowohl im Wolga-Don-Gebiet als auch im Abschnitt Toropet-Kalinin gegen die deutsche Front an. Der deutsche Soldat bereitet ihm in erbitterten Abwehrkämpfen einen Empfang, der allein in Tausenden von Panzerverlusten der Sowjets im Zeitraum weniger Wochen messbar wird. Der deutsche Ostfeldzug 1942 hat in Angriff und Abwehr dem bolschewistischen Gegner erneut schwere Wunden geschlagen. Das deutsche Volk weilt es seinen tapferen Söhnen und ihren verbündeten Kameraden in Bewunderung und Ehrfurcht zu danken.

Die Spuren der Atlantik-Schlacht



Versenkungen der U-Boote 1942

Die Ausweitung des U-Bootkampfes

Nach sechzig Stunden befreit

Als auf einer Schiffsanlage im Ruhrgebiet wurden Bergleute, gerade während der Frühjahrspause, von einem furchtbaren Geschehen überrascht. Die Straße war auf einer Länge von rund vierzig Metern zu Bruch gegangen, und die beiden Männer waren damit abgetrennt. Sie verhielten zunächst, sich zu betreten, mußten aber bald die Verluste als ausfahrlös aufgeben. Eine Hoffnung blies ihnen, die auf die Hilfe ihrer Kameraden. In der Tat konnten sie schon nach einigen Stunden durch eine Restlieferung mit der Außenwelt in Verbindung treten. Allerdings konnte ihnen keine Nahrung zugeführt werden, weil die Restlieferung, die man dazu benutzen wollte, beschädigt worden war. Glücklicherweise reichte aber die Wetterführung aus. Anzwischen schafften aber die Kameraden Tag und Nacht paulentes und höchstem Eifer an den Rettungsarbeiten, bis endlich nach sechzig Stunden der Durchbruch vollzogen war.

Befchwürungsformel gegen Söhe

Als ein Mann aus Donauweith hatte von einem Farmer ein in lateinischer Sprache verfasstes Gebetbuch zum Geschenk erhalten, das mit einem deutschen Sachregister versehen war. Das Buch, das für eine Reihe von Nöten und Krankheiten Gebete enthielt, wurde von dem Gaukler in schänder Weise mißbraucht. Kam jemand mit einem bestimmten Anliegen, so suchte der „Doktor Willemsen“ das zutreffende Gebet heraus und las es in lateinischer Sprache heraus auf einen Zettel. In peremptorischer Weise übernahm er seinen Besuchen den Zettel, wodurch dem Leiden oder Uebel abgeholfen sein sollte. Dabei war der Mann aber doch so schlau, für seine „Bemühungen“ kein Geld zu verlangen, in der Erwartung, daß ihm die Leute freiwillig Geld geben würden. Und das taten sie auch. Der „Wunderdoktor“ hatte mit der Zeit einen steten Jutlauf. Dadurch kam schließlich die Gasse aus zur Anzeige. Das Landgericht Künzberg als Verwaltungsinstanz verwurte ihn zu drei Monaten Gefängnis wegen Gauklerei. Er hatte nicht nur Frauen, Kinder und Kühe „gesundgebete“ sondern auch in einem besonders drastischen Fall eine Frau von ihrer „Stopp“ geheilt.

Wer spart,
der ist am Winter warm,
der solang an Kohlen
niemals arm!

Kleines Schicksal in großer Zeit

ROMAN VON ERIKA WILLE

19) Marja Radot geht mit sicheren Schritten ihrem Ziele zu, aber ihre Gedanken fliegen zurück. Ob der Balken auch zu schweben würde, daß mit der neuen Schaffherde nichts geschah? Die Tiere, die ihr von der Wiederaufbaustelle geliefert worden sind, waren noch schön und so vollkommen fremd in der Gegend. Und dann die drei neuen Kühen. Zwei hatte sie selber über den Krieg herüber retten können — und die Stute, die folgen wollte! Eigenlich konnte sie ja gerade jetzt überhaupt nicht vom Hof fort, aber — und nun leuchteten Marja Radots Augen trotzdem — diese Heile ist wichtiger als der ganze Hof zusammen! Wenn nur alles gut ist. Sie hatte sich so über die Nachtsicht erhebt im ersten Augenblick! Und hatte dann nicht, wie sie wollte sofort fahren können. Es gab noch zwei zu ordnen, und gerade am selben Tag kam die neue Schaffherde an. Nun waren über acht Tage verstrichen, seit der Brief aus dem Lager gekommen war, und heute kam sie erst zellen.

Nach Deutschland!
Marja Radot blickt bei dem Gedanken unwillkürlich flehen und ihre Augen lachen vor dem Stadthaus das Halbeskreuzbanner, das sich leicht im Wind bewegt.
Heute fährt sie nach Deutschland!
Herrgott, daß das wieder möglich ist! Daß Weh wieder deutsch geworden ist nach den unglücklichen schweren Jahren der Schmach.

Marja sieht im Geist rückwärts den Blick mit einer wimmelnden Menschenmenge gefüllt. Fotografen wehen und klappern, Claqueurs schreien ihre Löhne dem grauen Himmel zu. Es ist der 28. November 1918 und der Marschall Foch hielt seinen Einzug in Weh. Die Glöden hatten von der Kathedrale gelaute, ihr dumpfer Ton schien Kammer und Weh zu rufen; aber die „Sieger“, die „Befreier von Weh“, wie die Franzosen sich nannten, hielten das Gefühl für lauter Jubel und Freude. Oweilo, wie sie die wogende Menge für hell begehrt hielten und dies weit in die Welt hinausstrahlten. Daß über sechzig Prozent der Bevölkerung der Stadt Weh an diesem Tag ihre Hüter nicht verlassen hatte und die Menschen auf den Straßen meiß von weit her, meiß aus Frankreich selbst gekommen waren, um die „Wolfsheubung in Lothringen“ zu demonstrieren, das piffen zwar die Spaken von den Dächern, aber die neuen „Herren“ gaben es nicht zu. Sie wiesen nur erhaben auf die klärräupenden Menschen. Und wenn der Panzer Brevel dem Marschall in seiner Begrüßungsrede vom „Jubel der geliebten Stadt“ sprach, so war das eine krasse Lüge.

Marja Radot schritt sich mit der Hand über die Augen, wie um einen Spieg zu wuschigen. Man hat ihr erzählt, daß der Marschall Foch damals sichtlich geküßert gewesen sei. Nun ja, es hatte es sich sicher nicht träumen lassen, daß ihm die Stadt

Die Torte mit Gift bestrichen

Als Kom Sondergericht Wien wurde der 34-jährige Othmar Müller aus Graz verurteilt wegen Verurteilung zum Tode verurteilt. Müller lebte mit seiner um vier Jahre älteren Frau in unglücklicher Ehe. Ein Liebesverhältnis mit einer anderen Frau brachte ihn auf den verbrecherischen Gedanken, seine Ehefrau durch Gift zu beseitigen. Er lekte ihr drei mit Gift bestrichene Tortenstücke vor, nach deren Genuss sie erkrankte. Als die Frau nach St. Pölten in Spezialpflege gebracht wurde, schrieb der Angeklagte an den Arzt Briefe, in denen er anarbeitete, seine Frau durch giftige Spritzen „wegzuräumen“, weil sie als „arme Kommunistin“ das verbeie. Die Ehefrau, die sich zur Zeit der Tat im dritten Schwangerschaftsmonat befand, ist wiederhergestellt worden. Sie hat für den Mann ein Gnadenersuch eingereicht.

Den Hühnern nur die Augen pugen ...

Als auf eine gewiß nicht alltägliche Ausflucht kamen Hühnerbiede in Peine, denen die Vögel allerdings keinen Glauben schenkte. Sie hatten einer Soldatenfrau den Hühnerstall geweiht und dabei einige Tiere mitgehen lassen, wurden jedoch dabei erlapp und der Vögel übergeben. Sie erklärten sie ganz dieber, sie hätten die Hühner nur mitgenommen, um ihnen angestrichelte Kacke aus den Augen zu entfernen. Sie hätten sie dann am nächsten Tage wieder abgeholt. Es werden hier sichtlich nicht die ersten Hühner sein, denen die Augen pugen“ wollten. Sie hatten sich auch bei der Ausrechnung der gemachten Fische zu ihren Gunsten berechnet, vermutlich, weil sie selbst ungenugte Augen hatten, und wurden so noch wegen Betruges angezeigt.

und Festung Weh, die er vierzehnjährig Jahre lang vergeblich besetzt hatte, nun kampfslos in die Hände fiel.
Bewegungen von den Umkleierlern des Novemberfestes.
Hilflos und herrenlos, halb verhungert, verbeert von immer wiederkehrenden Angriffen der feindlichen Bomber, und hoch deutsch — deutsch — deutsch!

Alle hätte doch in die an der Tafelrunde ändern können, daß Weh deutsch geliebt war und blieb.
Weh fiel nun den Franzosen in die Hand, weil Deutschland zusammenbrach, das im Innern von Juden und Schiebern ausgehöhlt worden war, die der kämpfenden Truppe in den Rücken fielen!

Nie wird Marja Radot den Tag auf dem Weher Hauptbahnhof vermissen, den letzten, an dem sie ihren Blick auf die Revolution als Bahnhofskehrerin verließ. Das war, an dem die Revolution ausbrach. Der ganze Morgen waren noch Truppentransportzüge durchgekommen und hatten mit dem Stempeln ihrer feuchenden Maschinen und dem Koltern der überfüllten Wagen zeitweilig das Schräppelfeuer, das sich gegen feindliche Krieger richtete, und das Dröhnen der herabfallenden feiernden Bomben überhört. In das Heulen der Warnkistern war man damals schon gewöhnt, daß man kaum noch darauf achtete, aber immer wieder hörte Marja unwillkürlich auf das dumpfe Grollen der roten Front. Es schien sich zu verstärken und die Weher erkannten deutlich die sich immer schneller folgendes Wälzflügel der Artillerie aus den beiden Weher Forts „Steinmeh“ und „Goeben“.

Der Tag ist von ununterbrochener Arbeit bis an den Rand gefüllt gewesen und Marja war schließlich bis zum Umfallen müde, aber immer wieder ging sie mit der schweren gefüllten Kaffeefanne Schritt für Schritt an den Säulen entlang, die von der Front kamen. Jedes Gefäß, mochte es noch so verunreinigt, nach so abgesehen und müde sein, lüchsten ihre Augen freudig ab. Neben Soldaten, der sich von ihrem ungestörten heiletem Gebrauh geben ließ, fragte ihr schmalere, fast hinfälliger Mund — immer wieder, seit mehr als einem Jahr immer wieder: „Kennen Sie vielleicht den Wittenarzt Karl Hübner?“ Und immer und immer wieder war die Antwort ein manchmal mitleidiges oder bedauerndes „Nein!“

Es ist im Januar 1917 gewesen, auf diesem selben Hauptbahnhof in Weh. Da hat der damals junge Wittenarzt Karl Hübner Marja Radot kennengelernt.

Marja Radot, das war das Leben selber. Ein deutsches Weib aus lothringischer Kamille. Die Radots hatten seit uralten Zeiten ein Geschäftshaus in der Stadt und ein kleines Landgut unweit von Weh an der Mosel. Das Stadthaus war eng und schmaltlich nach der Straße hin, aber tief und geräumig um einen schmalen Hof herum gebaut.

Am frühen dunklen Kontor zur schönen Zeit hinter der Mauerzeit lag der Weher Radot auf derselben Stelle, auf der schon seine Vorgänger gelassen hatten. Steil führte eine steinbefugte Treppe nach oben, hinter der hatte man in alten Schwereisen Wände herausgenommen und schöne Zimmer geschaffen, in denen Lucie Radot, geborene Scharf, ihrer Mann, Wirtschaft, Personal und ihre beiden kleinen Weibchen bereitete.

Lucie Radot, die Mutter, war eine etwas herbe, aber schöne Frau. Das Schicksal hatte aus einem lachenden jungen Mädchen der Wiedermehrezeit eine strenge, aber immer gerechte Frau gemacht, das Schicksal, das durchaus nicht immer gerecht mit ihr verfahren war.

Gewiß hatte sie den Mann bekommen, den sie hatte haben wollen, und der sie gewißlich hatte, gewißlich hatte sie ein sicheres Auskommen, hatte ihre Kinder und ihre schöne Wohnung, aber sie lebte in Lothringen, das und bedeutete seit ihrer Kindheit Krieg und immer wieder Krieg. Dies arme, wunderhübsche, reiche Land Lothringen ist durch unzählige Kriege immer wieder aufgeföhrt und zerstöhrt worden. Auf und um seinen Boden haben sich blutige Kämpfe abgepiegelt. Die Wollscheringer sind nie französisch gewesen in ihrem Denken und Können, und das Land atmete sich, als es 1871 unter deutsche Oberhoheit kam. Jahre des Aufbaus unter deutschem Söuk zeigten, wie wunderbar das Leben sein konnte in Lothringen; bis der Weltkrieg kam und es wieder in den politischen Strudel stöh.

Es ist niemals leicht gewesen für die Radots, die überzogen zu Deutschland fanden und ihre Kinder deutsch erziehen, denn immer gab es franzosenfreundliche Parteien, immer mußte man auf der Hut sein, um nicht in Schmierereien verwickelt zu werden. Und doch ist das Leben so schön gewesen im deutschen Weh. Bis der Krieg keine Kranke daraus liete. Bis es die Weher Söhne fröh, die an beiden Fronten fanden: die Deutschen kämpfenden im deutschen Meer, die Französlinge, die sich zum Feind geschlagen hatten, auf heimlichen Wegen oder auszuweichen worden waren, zum französischen.

Bis Nacht für Nacht die französischen Krieger kamen und ihre Bomben auf die Stadt warfen, bis man die Kanonen brüllen hörte von den Toren der Stadt, die geföhrt voll deutschen Militärs lag.

Da wurde das Leben ernst und schwer und kaum zu ertragen. Und doch gab es auch dort noch Glück!
Karl und Hüblich ist der Tag im Januar 1917 gewesen, als auf dem Weher Hauptbahnhof ein Zug eintraf, der ein Feldlazarett aus dem Osten in den Westen brachte. Verzie, Sanitäter, Schwestern und die zusammengepackten Geräte und Instrumente, die zu einem Feldlazarett gehörten, sollten kurze Zeit in Weh stationiert werden, um von hier zu weiterer Vernehmung eingeleitet zu werden.

Hier in Weh konnte man sehr Verzie und Schwestern gebrauchen, und bald ging es dann sicher auch weiter, wieder nach vorn an die Front!

„Schwestern — halt — sollten Sie wohlwollend etwas heißen Kaffee haben in Ihrem Topf da?“
Der Wittenarzt Hübner griff geschickt nach einem vorbelaterten heißen Schützengürtel.
„Hoppla, halt, pendieren Sie einem armen, kalten, ausgehungerten Soldaten von Ihren langen nicht gefantenen Schüt —“

Da blieb dem Wittenarzt das Wort buchstäblich im Halse stecken. Denn was es sich da gefantenen hatte, das verstand ihm den Atem!
(Fortsetzung folgt.)